

Geschlechtsdifferenzen von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. Eine sozial- und entwicklungspsychologische Analyse

1. Einführung

Das Studium von Generationenbeziehungen ist darum so interessant, einerseits weil hier für die Entwicklung des einzelnen Prozesse stattfinden, die über die Lebensspanne hinweg von der frühen Kindheit über das Erwachsenenalter bis in das hohe Alter wirksam sind. Andererseits gibt das Studium von Generationenbeziehungen auch Aufschluß über die Besonderheiten und Bedingungen für sozialen Wandel, u. a. weil die soziale Regelung von Beziehungen zwischen den Generationen bestimmte Ressourcen bindet, Arbeitsteilungen institutionalisiert und kulturelle Werte strukturiert. Diese wiederum stellen bestimmte Ausgangsbedingungen für die Entwicklung des einzelnen dar, wie sie sich z. B. in den Chancen und Hemmnissen für Handeln in verschiedenen Lebensaltern manifestieren. Besonders relevant sind generationsspezifische Geschlechtsrollendifferenzierungen und damit verbundene Erwartungen für die Interaktion zwischen älterer und jüngerer Generation.

Aus entwicklungspsychologischer Sicht sind Generationenbeziehungen bisher vor allem unter der Thematik der Eltern-Kind-Beziehung und dabei insbesondere der Rolle der Mutter-Kind-Interaktion diskutiert worden. Die Vernachlässigung des Studiums von Mehrgenerationenfamilien in der Entwicklungspsychologie ist wohl ein Spiegel der Reduzierung der Familiengröße in bestimmten Kulturen, besonders in heutigen Industrienationen bzw. »postmodernen« Gesellschaften. Dies kann aber eine ethnozentrische Sichtweise nahelegen. Eine weitere Kurzsichtigkeit entwicklungspsychologischer Studien zu Generationenbeziehungen besteht darin, sich primär mit dem Studium der Beziehung von Kindern bzw. Jugendlichen und ihren Eltern, kaum jedoch mit der Beziehung von Eltern und deren Eltern im mittleren und hohen Erwachsenenalter zu befassen. Das steht im Widerspruch zu dem erklärten Selbstverständnis der modernen Entwicklungspsychologie, Entwicklung als lebenslangen Prozeß zu verstehen.

Weiter werden häufig mit der einseitigen Fokussierung der Wirkung von Elternverhalten auf Kinder und Jugendliche die Wechselwirkungsprozesse außer acht gelassen. Auch wenn eine Lebensspannen- und Wechselwirkungsperspektive eingenommen wird, ergibt sich ein weiteres Problem durch die Vernachlässigung interindividueller Differenzen in Generationenbeziehungen. Nun sind nicht irgendwelche individuellen Differenzen interessant, sondern speziell solche, denen für die Ontogenese des Individuums sowie für die jeweiligen

gesellschaftlichen Systeme eine besondere Bedeutung zukommt. Dies sind vor allem Geschlechtsrollen. Besonderheiten und Funktionen von Frauen und Männern in Interaktionen zwischen den Generationen sind immer auch kulturell vermittelt. Geschlechtsrollen müßten daher im gegebenen soziokulturellen Kontext und gemäß den dort sozialisierten Werten und Handlungsmustern untersucht werden.

Für das Studium von Generationenbeziehungen ist aus entwicklungspsychologischer Sicht also eine Lebensspannenperspektive erforderlich, bei der Wechselwirkungsprozesse und Geschlechtsdifferenzen im Rahmen kulturvergleichender Analysen untersucht werden.

Hier sollen Generationenbeziehungen unter einigen zentralen entwicklungspsychologischen Konzepten diskutiert werden.

2. Generationenbeziehungen: Universelle Grundlagen und sozialer Wandel

2.1 UNIVERSELLE GRUNDLAGEN VON GENERATIONENBEZIEHUNGEN AUS SOZIO-BIOLOGISCHER SICHT

Aus soziobiologischer Sicht sind Generationenbeziehungen zunächst universell verankert in Verwandtschaftsbeziehungen (Wilson, 1975). Auch wenn heute Generationenbeziehungen sehr viel weiter gesehen werden, kann diese Wurzel nicht ignoriert werden und zum Verständnis der Bedeutung von Generationenbeziehungen auch in heutigen Industrienationen beitragen.

Phylogenetisch gesehen dienen Generationenbeziehungen der Arterhaltung, d. h. zunächst der Sicherung und Fürsorge des Neugeborenen und später der Sicherung und Versorgung der Gruppe durch gemeinsames, aufeinander abgestimmtes Handeln. Während zunächst die Versorgung des Neugeborenen von der älteren Generation (Eltern; Großeltern) geleistet wird, erfolgt im Laufe der Entwicklung die Versorgung der Eigengruppe zunehmend mehr unter Einsatz der heranwachsenden Kinder und Jugendlichen. Diese Leistung wird durch Imitation und unter direkter Anleitung der Erwachsenen-Generation gelernt und auf die Gruppenziele und Fähigkeiten des Einzelnen abgestimmt. Somit sichert sich die Familie, bzw. die engere und weitere Verwandtschaft, durch Kooperation zwischen den Generationen das Überleben des Einzelnen sowie aber auch der ganzen Gruppe.

Die lebenslang geforderten gruppenbezogenen Aktivitäten vermitteln einerseits dem einzelnen physische und psychische Sicherheit und Geborgenheit, d. h. sie sind die Voraussetzung für seine Entwicklung, z. B. über die Vermittlung von Handlungskompetenzen etc. Andererseits sind sie Voraussetzungen für den Erhalt und die Stabilisierung der Gruppe, z. B. durch Vermittlung materieller Ressourcen sowie durch soziale und psychische Prozesse wie soziale Regeln, Identität und Abgrenzung gegenüber Außengruppen. Generationenbeziehungen dienen so dem Nutzen des Einzelnen und der gesamten Gruppe.

Für beide sind Kooperation und Hilfeleistung zwischen den Generationen, insbesondere auch gegenüber dem Schwächeren, in einfachen Gesellschaften von hohem Überlebenswert. Sie erfüllen primäre und sekundäre Bedürfnisse und lassen sich somit als Grundlage von Beziehungen zwischen den Generationen im Dienst an der Erhaltung der Gruppe ansehen. In diesem frühen Stadium des menschlichen Zusammenlebens erfolgt eine Geschlechterrollendifferenzierung im Interaktionsprozeß zwischen den Generationen nach biologischen Bedingungen und gemäß Verfügung über gruppenrelevante Ressourcen. Daß Hilfe und Unterstützung gegenüber Kindern und Alten eher in der Familie und Verwandtschaft als gegenüber Freunden üblich ist, wird jedoch auch in komplexen modernen Gesellschaften nachgewiesen (vgl. »kin-directed altruism«, Hamilton, 1964; »reciprocal altruism«, Trivers, 1983).

2.2 SOZIO-ÖKONOMISCHER WANDEL UND GENERATIONENBEZIEHUNGEN

Anforderungen der physischen und sozialen Umwelt, Intragruppenänderungen u. a. können Ausdifferenzierungen innerhalb der Eigengruppe erfordern. Bei den einzelnen Gruppenmitgliedern bilden sich unterschiedliche Fähigkeiten und Bereitschaften heraus. U. a. werden die biologisch gegebenen Unterschiede (z. B. zwischen Älteren und Jüngeren und zwischen Frauen und Männern) mit sozialen Regeln der Ressourcenallokation verknüpft, die den ökonomisch und kulturell verankerten jeweiligen Gruppenzielen dienen.

Dabei kann es zu neuen Interaktionsformen innerhalb und zwischen den Generationen kommen, die durch geschlechtsspezifische Fähigkeiten, Handlungsgewohnheiten und -normen je nach Wirtschafts- und Familienstruktur mitgeprägt sind. Dies sind insbesondere das Fürsorgeverhalten gegenüber den Kindern und gegenüber den alten Eltern. Die Versorgung von Kindern und Eltern umfaßt sowohl die physische wie die psychische Pflege und geschieht normalerweise durch die Frau der mittleren Generation, wobei der Mann die entsprechenden materiellen Grundlagen bereitstellt. Allerdings erfolgen weder in traditionellen noch in komplexeren Übergangsgesellschaften die Generationenbeziehungen als einseitige Dienstleistung von seiten einer Altersgruppe (Erwachsene gegenüber den Älteren und Jüngeren). Vielmehr regeln mehr oder weniger explizite Prinzipien des Austausches von physischen oder psychischen Leistungen diese Beziehungen. »Leistungen« der Alten können z. B. in der Sanktionierung von Regeln kraft Autorität, in der Vermittlung von Erfahrungen (Weisheit) und anderen Beiträgen für die Gruppe bestehen. »Leistungen« der Kinder können u. a. in ihrer Anpassung an Gruppennormen, dem Erwerb von Kompetenzen für die Erfüllung sozialer Aufgaben sowie der späteren Versorgung der Familie bzw. Gruppe gesehen werden.

In diesen Fällen einer relativ stabilen traditionellen Gesellschaft sind jedenfalls die für die verschiedenen Kohorten geltenden Entwicklungsaufgaben Voraussetzung dafür, daß in der Ontogenese Handlungsbereitschaften und Kompetenzen aufgebaut werden, die Generationenbeziehungen auf der Grundlage von selbstverständlichen gleichgewichtigen Austauschprozessen im Dienste an der sozialen Gruppe strukturieren. In Gesellschaften hingegen, die sich im Übergang von traditionellen zu komplex arbeitsteiligen Strukturen befinden, werden

diese selbstverständlichen Regeln ständig geprüft, vielleicht in Frage gestellt und verlieren an Stabilität, weil der jeweilige Nutzen für die betroffenen Altersgruppen ausgehandelt wird. In diesem Prozeß der Verhandlung über Qualität und Funktion von Ressourcen im Austausch zwischen den Generationen werden traditionell gültige Werte – insbesondere der Wert des Alters, der Wert von Kindern, der Wert von Geschlechtsrollen – in Frage gestellt, gegebenenfalls neu definiert und individualisiert.

Bedeutet dies nun, daß Generationenbeziehungen nur in traditionellen Gesellschaften eine universelle Grundlage haben oder gelten auch in modernen und sich wandelnden Gesellschaften bestimmte Funktionen von Generationenbeziehungen in gleicher Weise?

2.3 UNIVERSELLE GRUNDLAGEN VON GENERATIONENBEZIEHUNGEN AUS ENTWICKLUNGSPSYCHOLOGISCHER SICHT

Aus entwicklungspsychologischer Sicht sind Generationenbeziehungen universell die grundlegende soziale Interaktionsform in den ersten Lebensjahren. Durch sie werden weitere Entwicklungsprozesse über die Lebensspanne entscheidend beeinflußt. Auch für die Analyse von Generationenbeziehungen im Kulturvergleich und ihrer geschlechtsrollenspezifischen Ausprägung ist zunächst nach den Wirkungen der frühen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern für die weitere Entwicklung des Kindes zu fragen, um dann die umgekehrte Frage zu stellen und schließlich Generationenbeziehungen über die Lebensspanne bis ins höhere Alter zu untersuchen.

Die Wirkung früher Eltern-Kind-Beziehungen für die Entwicklung des Kindes ist zumindest in folgenden Bereichen wirksam:

- Erfüllung von grundlegenden Primärbedürfnissen (physiologische Bedürfnisse) für die Sicherung des physischen Überlebens;
- Erfüllung von grundlegenden Sekundärbedürfnissen (soziale Motive) wie dem Bedürfnis nach Sicherheit, Geborgenheit, Bindung;
- in Verbindung mit der Erfüllung dieser primären und sekundären Grundbedürfnisse: Entfaltung weiterer sekundärer Motive wie Neugier-, Macht- und Leistungsmotiv;
- Vermittlung von Voraussetzungen für soziales Lernen (z.B. über Modelllernen; Instruktion etc.) und den Aufbau kognitiver, sozialer, emotionaler und motivationaler Dispositionen (z.B. Selbstidentität) und Kompetenzen (z.B. Problemlösen; Integration in soziale Gruppen).

2.4 BINDUNGSVERHALTEN ALS GRUNDLAGE VON GENERATIONENBEZIEHUNGEN: THEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN

Diese grundlegenden Entwicklungsbedingungen werden universell durch enge emotionale Beziehungen zwischen Eltern und Nachkommen in den ersten Lebensjahren vermittelt. Eine

solche Form der Generationenbeziehung besteht im Bindungsverhalten und dem zwischen Pflegeperson und Kind aufgebauten Bindungserleben und davon abhängigen individuellen Deutungsschemata und Dispositionen des aufwachsenden Kindes (vgl. Bowlby, 1988; Ainsworth, 1989).

Der eigentliche Wirkungsprozeß des Bindungsverhaltens wurde von Ainsworth et al. (1972) ausführlich dargestellt. Danach ist die Sensitivität der Bindungspersonen dem Kind gegenüber primär relevant für die Entwicklung von Sicherheit und Vertrauen des Kindes. Können die Eltern ihre »Theorien« über sich selbst und über das Kind aufgrund des Kindverhaltens angemessen modifizieren, indem sie das Verhalten des Kindes verstehen und darauf eingehen, so besteht eine höhere Wahrscheinlichkeit, daß das Kind seinerseits vertrauensvoll und sensibel auf seine Umwelt reagiert und somit Voraussetzungen für eine reife sozio-emotionale Entwicklung und positive Beziehungen zu seiner Umwelt aufbaut.

Die internen »working models« des Kindes sind um die Erwartungen über die Reaktion einer Bindungsperson organisiert und erlauben ihm, das Verhalten des Anderen abzuschätzen (Bretherton, 1985). Personen mit einem sicheren (im Gegensatz zu einem unsicheren) »working model« glauben eher an die Unterstützung, Zuwendung und die psychologische Nähe von wichtigen anderen Personen. Die einmal entwickelten »Modelle« erfüllen eine heuristische Funktion; sie lenken das Handeln, wenn das Bindungssystem aktiviert ist. Dies ist besonders der Fall in engen Beziehungen. Daher hat das Bindungsverhalten besonders in informellen, familialen Beziehungen zwischen den Generationen eine hohe Bedeutung. Hier werden die sogenannten naiven Theorien, die Handlungsbereitschaften und die interpersonellen Beziehungen insbesondere zwischen der Bindungsperson und der nächstfolgenden Generation gestaltet. Offenbar erlauben sichere »working models« den emotionalen Austausch so zu regulieren, daß konstruktive Problemlösungen eher möglich sind.

Diese Befunde sind entwicklungspsychologisch für die Ontogenese des einzelnen sowie aber auch sozialpsychologisch für die Interaktion innerhalb der Familie und darüber hinaus soziologisch für Fragen der Stabilität oder des Wandels von Generationenbeziehungen von Bedeutung. Die allgemeine These lautet also, daß das in der Generationenbeziehung aufgebaute Bindungssystem eine wesentliche Grundlage für die sozio-emotionale, die kognitive und emotionale Entwicklung des Kindes und damit auch wirksam für den Aufbau von Intergenerationenbeziehungen über die Lebensspanne ist.

2.5 BINDUNGSVERHALTEN UND GENERATIONENBEZIEHUNGEN: EMPIRISCHE STUDIEN

Aus neuen Studien zur Bindungsforschung (Ainsworth, 1989; Kornadt, 1989; Skolnick, 1986; Thompson & Lamb, 1986) wissen wir, daß das in den ersten Lebensmonaten durch die Interaktion zwischen Kind und Mutter beim Kind aufgebaute »working model« die weitere soziale Entwicklung über die gesamte Lebensspanne beeinflusst. Weiter wirkt das »working model« der Mutter wiederum auf die Mutter-Kind-Interaktion ein und ist seinerseits wiederum durch frühere Generationenbeziehungen, also insbesondere die Interaktion mit der

eigenen Mutter und dem dort vermittelten »working model« beeinflusst. Diese Sichtweise erlaubt also, die Wechselwirkungsprozesse von Generationenbeziehungen zu berücksichtigen, und zwar unter einem Lebensspannenansatz.

Wir selbst untersuchen diese Fragen gegenwärtig in einer Reihe von kulturvergleichenden Studien zum Zusammenhang von mütterlichen Werthaltungen und Responsivität einerseits und sozio-emotionaler Entwicklung des Kindes andererseits (Trommsdorff, 1989; 1991b; 1992a; Friedlmeier & Trommsdorff, 1992). Dabei wurden Interviews und Beobachtungen durchgeführt.

Das klassische methodische Vorgehen im Rahmen der Bindungsforschung ist, Eltern und ihre Kinder in bezug auf ihr jeweiliges Bindungsverhalten mit dafür geeigneten Tests zu untersuchen. Bei Kindern wird meist der »Strange-Situation-Test«, ein streng kontrolliertes experimentelles Vorgehen, und bei Eltern werden meist Interviews verwendet. In der Studie von Main et al. (1985) wurden Mütter und Väter (von Kindern, deren Bindungsverhalten bereits erfaßt war) in bezug auf ihre gegenwärtigen Vorstellungen und Gefühle von Bindungserlebnissen in der Kindheit befragt. Weiter wurde ihre Meinung darüber erfaßt, inwieweit die eigene Beziehung zu den Eltern ihre eigene Entwicklung beeinflusst hat (»Adult Attachment Interview« als Teil der Berkeley Social Development Study). Bei der Analyse der Antworten ging es weniger um den Inhalt als vielmehr um die Bewertung und Kohärenz, mit der Probanden damalige Erlebnisse, Ideen und Gefühle in bezug auf Bindungsthemen diskutieren. Die Kategorien für die Auswertung waren: »sicher-autonom«, »Bindungsverzicht«, »Bindungskonflikt«. Die Ergebnisse von Main et al. (1985) zeigten, daß Eltern bindungssicherer Kinder ebenfalls bindungssicher, und daß Eltern unsichergebundener Kinder selbst eher konflikthaft oder ablehnend bindungsmotiviert waren. Diese Untersuchung von Main et al. (1985) hat Kobak und Sceery (1988) veranlaßt, Collegestudenten mit dem »Adult Attachment Interview« zu befragen. Außerdem wurden diese Studenten in bezug auf eine Reihe weiterer Merkmale untersucht. Es zeigte sich, daß als sicher-autonom eingestufte Studenten von ihren Alterskameraden und aufgrund von Tests sehr viel stärker als sozial angepaßt, sozial-integrativ, einsichtsvoll und leistungsmotiviert gesehen wurden.

In einer weiteren Studie von Bretherton (1989) wurden Mütter von etwa 2-jährigen Kindern, die aufgrund des »Strange-Situation-Test« nach »sicherer«, »unsicherer« und »ambivalenter« Bindung eingestuft waren, interviewt, um die Bindung – in diesem Fall nicht nur zu den eigenen Eltern sondern auch zu dem Kind – zu erfassen. Es wurden Fragen u. a. nach Bindung und Autonomie, Trennungsthemen und Beziehungen zwischen den Generationen gestellt, z. B. inwiefern die Beziehung zum eigenen Kind gleich oder anders als die eigene frühere Beziehung als Kind zu den eigenen Eltern ist. Auch in diesen Ergebnissen fanden sich signifikante Zusammenhänge zwischen Bindungsverhalten des Kindes und der Mutter bzw. der Sensitivität bzw. dem »working model« der Mutter. Eine in diesem Zusammenhang zu prüfende Hypothese ist, daß Personen, die eine sichere Bindung in ihrer Kindheit aufgebaut haben, eher eine zufriedene Partnerschaft erleben, und daß diese Personen ihrerseits ihrem eigenen Kind eine sichere Bindung vermitteln. Dies wird tatsächlich durch neuere Studien belegt (Kobak & Hazan, 1991).

Die genannten und weiteren Befunde zur generationenübergreifenden Transmission des Bindungsverhaltens und den damit zusammenhängenden sozialen und emotionalen Bereitschaften lassen sich wie folgt erklären. Aufgrund eigener Erfahrungen mit ihren Eltern entwickeln Eltern ein »working model« über sich und ihr Kind, das ihr Verhalten dem Kind gegenüber bestimmt. Das elterliche »working model« in bezug auf Bindungsbeziehungen beeinflusst also direkt und indirekt das »working model« des Kindes und dessen sozio-emotionale Entwicklung, d.h. auch dessen Beziehung zu eigenen Eltern, zu der Altersgruppe und später zu dem eigenen Partner und den eigenen Kindern. Unsere These ist also, daß das Bindungsverhalten und »working model« die zentrale Grundlage für Wechselwirkungsprozesse von Beziehungen zwischen den Generationen in der Familie bzw. in quasifamilialen Beziehungen darstellen.

Auf dieser Grundlage ist anzunehmen, daß Personen, die in der Kindheit ein positives Verhältnis zu ihren Eltern hatten, dies auch im späteren Alter aufrechterhalten und eher bereit sind, ihren alten Eltern über materielle Hilfe hinaus auch emotionale Unterstützung zu geben. Empirische Belege dazu hat u. a. Cicirelli (1983) vorgelegt.

Weiter läßt sich annehmen, daß in der Kindheit erlebte Eltern-Kind-Konflikte die Einstellung von Kindern gegenüber Autoritäten und gegenüber Konfliktlösungsmöglichkeiten mit beeinflussen. Wenn Eltern-Kind-Konflikte nach Regeln gelöst werden, die dem Kind einerseits Modelle für konflikthafte Auseinandersetzungen und Belohnungen dafür und andererseits die Überzeugung vermitteln, die Eltern meinen es im Grunde gut mit ihnen, so werden diese Kinder eher ein entsprechendes Deutungsschema, d.h. ein grundsätzliches Vertrauen in eine wohlwollende soziale Umwelt aufbauen, in der es sich lohnt, auch einmal eigene Interessen zugunsten gemeinsamen Wohlbefindens zurückzustecken. Die Hypothese, die in diesem Zusammenhang zu prüfen wäre, würde also lauten: Bei geringen oder in beiderseitigem Einvernehmen gelösten Eltern-Kind-Konflikten ist zu erwarten, daß eine relativ enge Beziehung über die Lebensspanne zwischen Eltern und Kind erhalten bleibt.

Die These ist also, daß Kinder aufgrund der Fürsorge durch ihre Bezugsperson (meistens der Mutter) ein Bindungsmotiv entwickeln, das die Grundlage für die weitere sozio-emotionale Entwicklung ist. Je nach Ausprägung des Bindungsmotivs (sicher, unsicher, ambivalent) (vgl. Ainsworth, 1989) gehen diese Kinder als Erwachsene später selbst wiederum Partnerschaften ein und ziehen eigene Kinder auf, die wiederum ihrerseits – durch das ihnen von ihrer Mutter vermittelte Deutungsschema – selbst ein entsprechendes Bindungsmotiv aufbauen. Hier ist also so etwas wie eine die Lebensspanne umfassende Wirkung des Bindungsmotivs und darüberhinaus auch eine generationenübergreifende Vermittlung von Bedingungen für die sozio-emotionale Entwicklung der nächsten Generation anzunehmen.

3. Geschlechtsdifferenzen in lebensübergreifenden Generationenbeziehungen

3.1 GESCHLECHTSSPEZIFISCHE TRANSMISSION VON BINDUNG IM INDIVIDUELLEN LEBENSLAUF UND ÜBER GENERATIONEN

Im allgemeinen ist in »postmodernen« Gesellschaften eine Geschlechtsrollendifferenzierung vorhanden, bei der die Mutter wenigstens in den ersten Lebensmonaten primär als Bindungsperson fungiert. Dies gilt im übrigen auch in modernen Institutionen der Kollektiverziehung wie solche in der ehemaligen DDR oder im israelischen Kibbuzim. Auch hier müßte die Mutter den Aufbau der sozio-emotionalen Entwicklung des Kindes in besonderem Maße beeinflussen. Dies entspricht dem Stereotyp und der Erwartung, daß die Frau für Aufgaben im sozio-emotionalen Bereich verantwortlich und zuständig ist, und diese Aufgaben auch am besten lösen kann.

Wenn die primär bedeutsame Generationenbeziehung in den ersten Lebensjahren die Beziehung zwischen dem Kind und seiner engsten Bezugsperson, d.h. normalerweise der Mutter ist, ist zu fragen, ob die Erfüllung von Primär- und Sekundärbedürfnissen des Kindes durch die Mutter eine geschlechtsspezifische Ausrichtung der Beziehung zwischen den Generationen mit einer entsprechenden Differenzierung von Funktionen zwischen Frau und Mann bedeutet. Die hier gelegten Grundlagen für das Bindungsverhalten des Kindes beeinflussen dessen weitere Entwicklung, insbesondere auch den Aufbau von Sozialverhalten. Theoretisch erwartete und empirisch nachgewiesene Zusammenhänge zwischen sicherem »working model« und positiver sozialer Interaktion (mit dem Kind, mit Gleichaltrigen oder in engen Beziehungen) (vgl. Kobak & Hazan, 1991) werfen die Frage auf, ob diese überhaupt durch Geschlechtsdifferenzen modifiziert werden.

Die Rolle der Frau ist für die Genese des Bindungssystems zunächst darum besonders wichtig, weil der Mutter normalerweise die Fürsorge und Betreuung in den ersten Jahren nach der Geburt des Kindes zukommt. Grundsätzlich jedoch ließen sich theoretisch für männliche Bindungspersonen, also Väter, ähnliche Vorhersagen in bezug auf die Vermittlung von dessen »working model« an das Kind annehmen. Hier besteht allerdings eine erhebliche Forschungslücke. Untersuchungen dazu und zu Vater-Kind-Beziehungen in anderen kulturellen Kontexten liegen bisher nur vereinzelt vor (vgl. Lamb, 1987). Studien zum Bindungsmotiv und zu Konfliktlösungseffekten in Eltern-Kind-Beziehungen machen also keine Aussagen über mögliche kulturelle und geschlechtsspezifische Differenzen. Im Gegenteil, hier wird angenommen, daß diese Prozesse universell für Personen beider Geschlechts wirksam sind, und daß ein generationenübergreifender Einfluß des Bindungsverhaltens besteht. Zu fragen bleibt, ob eine besondere, nach Geschlecht zu differenzierende soziale Funktion darin bestehen könnte, daß primär die Mutter als weibliche Bindungsperson wirksam ist und das Bindungsverhalten der nächsten Generation und damit auch die sozio-emotionalen Grundlagen der Beziehungen zwischen den Generationen beeinflußt.

Worin können geschlechtsspezifische Grundlagen von Generationenbeziehungen bestehen? Wird die sozio-emotionale Komponente stärker und kompetenter von Frauen eingebracht, und zwar sowohl zum Wohl der nachwachsenden wie der Eltern-Generation? Welche Funktion bliebe dann dem Mann im Prozeß der Generationenbeziehungen? Würde sich der Mann nur auf die Rolle des Beschaffers materieller Ressourcen für die alte und junge Generation beschränken? Bringen Männer und Frauen unterschiedliche Fähigkeiten und Kenntnisse mit, die eine unterschiedliche Qualität der Lösung von interpersonalen Problemen zwischen den Generationen, der Verbesserung von Entwicklungschancen und Erfüllung von Entwicklungsaufgaben des Kindes bzw. der alten Eltern ermöglichen? Aber nicht nur die geschlechtsspezifische Funktion von Leistungen für die Qualität von Generationenbeziehungen ist eine offene Frage, auch die Wirkung eines geschlechtsspezifischen Aufbaus von Bindungsqualität auf weitere entwicklungspsychologische Aspekte von Generationsbeziehungen müßte diskutiert werden. So ist u. a. zu fragen, ob Frauen im Alter eine vergleichsweise bessere emotionale Qualität in ihrer Beziehung zu ihren Kindern erleben als Männer. Empirische Befunde dazu diskutiert Schütze (idB).

3.2 GESCHLECHTSSPEZIFISCHE GENERATIONENBEZIEHUNGEN AUFGRUND ELTERLICHEN ERZIEHUNGSVERHALTENS

Das Kind steht ja u. a. vor der Entwicklungsaufgabe, eine eigene Identität, d. h. auch eine Geschlechtsrollenidentität zu finden. Dies geschieht einerseits durch Identifikation mit möglichst ähnlichen Bezugspersonen, d. h. Personen des gleichen Geschlechts, und andererseits durch Abgrenzung vom gegengeschlechtlichen Elternteil. Hier kommen dem Vater also wichtige Funktionen für die Entwicklung des Kindes zu. Allerdings beeinflussen mütterliches und väterliches Erziehungsverhalten den Aufbau der Geschlechtsrollenidentität beim Kind in unterschiedlicher Weise (Lamb, 1987; Maccoby & Jacklin, 1974).

Ein anderer Aspekt der generationenübergreifenden Einflüsse geschlechtsspezifischer Sozialisation besteht in der Rolle der Eltern als direkte Modelle. Neuere Untersuchungen zur generationsübergreifenden Weitergabe von Erziehungsstilen haben gezeigt, daß Frauen (die Großmutter und Mutter) als direkte Modelle den größten Einfluß aufweisen (Simons, Whitbeck, Conger & Chyi-In, 1991). Harte Disziplin der Großmutter hängt eng mit entsprechender Strenge der Mutter sowohl gegenüber ihrem Sohn wie ihrer Tochter (und Strenge des Vaters gegenüber dem Sohn) zusammen. Im Vergleich dazu hängt väterliche Strenge gegenüber der Tochter mit der Strenge des Großvaters zusammen, vermutlich, weil durch den Vater, aber nicht durch die Mutter, Schemata in bezug auf den Umgang mit Frauen vermittelt werden, die dann später im Umgang mit der jugendlichen Tochter wirksam werden.

In Pfadanalysen lassen sich andere Transmissionswege wie Erziehungsvorstellungen, Persönlichkeitsmerkmale und Lernen schichtenspezifischer Lebensstile (im Vergleich zur direkten Beeinflussung) prüfen. Dabei wird deutlich, daß die direkte Beeinflussung mütterlicherseits von größter Bedeutung für die Transmission von Erziehungsverhalten ist. Die Beziehung zwischen mütterlicher und großmütterlicher Strenge-Erziehung gegenüber

Töchtern und Söhnen läßt sich am besten aufgrund direkten Einflusses vorhersagen. Dafür ist auch interessant, daß Geschlechtsdifferenzen in bezug auf die Effektstärke deutlich sind: die Zusammenhänge des Erziehungsverhaltens zwischen den beiden Generationen sind für Mütter stärker als für Väter. Dies mag an der primär Müttern überlassenen Erziehungsfunktion und den eher nur sekundär daran beteiligten Vätern in unserer Kultur liegen (Parke, 1988; LaRossa, 1986).

Diese Analyse der Transmission von Erziehungsverhalten führt zu der These, daß auch in modernen, egalitär strukturierten Industrienationen deutliche Geschlechtsdifferenzen in der Weise bestehen, daß der Einfluß der Mutter nicht nur als Bindungs- sondern auch als Erziehungsperson im Vergleich zum Vater von besonderer Bedeutung ist.

Studien zu differentiellen Effekten von mütterlichem und väterlichem Erziehungsverhalten für die Entwicklung der Leistungsmotivation belegen, daß Müttern eine andere Funktion beim Aufbau dieses Motivsystems zukommt als Vätern: während bei Kindern mit einem optimal entwickelten Leistungsmotiv der Vater eher positiv unterstützendes Verhalten zeigt, zeichnet sich mütterliches Erziehungsverhalten durch besondere Anforderungen an Disziplin und Einhaltung von Regeln und Erwartungen aus.

Schließlich wirken sich die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Funktionen der Eltern für die Entwicklung ihrer Kinder auch auf eine geschlechtsspezifisch unterschiedliche Beziehungsqualität zwischen Kindern und ihren Eltern aus. Hier bestehen deutliche Kulturdifferenzen, die im Zusammenhang mit der kulturspezifisch unterschiedlichen Bedeutung der Erziehungsfunktionen von Müttern und Vätern zusammenhängen. So konnten wir in eigenen Studien zum Vergleich von Generationenbeziehungen bei japanischen und deutschen Stichproben nachweisen, daß aus der Sicht von Jugendlichen die emotionale Beziehung und das Vertrauen zum Vater in beiden Kulturen geringer war als zur Mutter; dies war jedoch besonders ausgeprägt für die Beziehung zwischen japanischen Mädchen und ihrem Vater (Trommsdorff & Iwawaki, 1989). Zu erwarten ist, daß eine Reziprozität in der Beziehung zwischen Müttern und ihren Kindern besteht und über die Lebensspanne bestehen bleibt, wobei die männliche ältere Generation stärker sozio-emotional benachteiligt sein müßte. Diese Unterschiede müßten in Gesellschaften mit starker Geschlechtsrollenorientierung besonders ausgeprägt sein.

4. Generationenbeziehungen als Austauschprozesse

4.1 BEDEUTUNG DES KINDES FÜR ELTERN IN TRADITIONELLEN UND MODERNEN GESELLSCHAFTEN

Ein wichtiger Indikator für die Analyse der Qualität von Generationenbeziehungen ist nicht nur die subjektiv von Kindern erlebte Beziehung zwischen den Eltern sondern umgekehrt auch der Wert von Kindern für die Eltern. Zu dieser Frage sind zahlreiche kulturverglei-

chende Studien durchgeführt worden (Hoffman & Manis, 1982; Kagıtcıbası, 1982, 1990). Dabei ist als genereller Befund die Tendenz erkennbar, daß besonders in den Entwicklungsländern Kinder einen ökonomischen Wert für ihre Eltern haben, da von ihnen erwartet wird, daß sie der späteren Versorgung der Eltern dienen. Nachwuchs als Investition in die Altersversorgung ist erforderlich, da die Gemeinschaft bzw. der Staat u. a. aus ökonomischen Gründen diese Aufgabe nicht übernehmen kann. Dieser ökonomische Wert hat auch gewisse Implikationen für die emotionale Bedeutung von Kindern unter der Perspektive von Geschlechtsdifferenzen (männliche Nachkommen sind ein bevorzugtes Versorgungskapital).

Jedoch ist auch in modernen Industriegesellschaften die Altersversorgung keineswegs immer staatlich geregelt, sondern wird vielfach weitgehend dem Einzelnen bzw. der Familie überlassen. In Japan z. B. übernimmt traditionsgemäß auch heute noch weitgehend der ältere Sohn die Aufgabe der materiellen Unterstützung der Eltern. Die Familie des ältesten Sohnes und die Eltern leben – wenn möglich – zusammen, und die Schwiegertochter versorgt die Eltern im Alltag. Allerdings ist diese Regelung inzwischen aufgrund der geänderten Lebenslage und sozialen Anforderungen (Berufstätigkeit der Frau; Wohnraumkosten) problematisch geworden, und die Beziehungen zwischen den Generationen haben sich zumindest in dieser Hinsicht geändert.

Während in traditionellen agrarischen Kulturen Kinder einen ökonomischen Wert darstellen, da sie von früh an in der Landwirtschaft und im Haushalt mitarbeiten, werden Kinder im Prozeß der Urbanisierung und Modernisierung mit wachsendem sozio-ökonomischen Status der Eltern zunehmend ein Kostenträger, z. B. weil die Mutter der Kindererziehung wegen ihrer Berufstätigkeit aufgeben muß, oder weil die Finanzierung einer Ausbildung der Kinder mit materiellen Einschränkungen der Eltern verbunden ist. Eltern erwerben meist selbst eine Altersversicherung und werden in bezug auf ihre Versorgung im Alter weniger abhängig von ihren Kindern. Korrelate dieses Wandels sind u. a. sinkende Fruchtbarkeitsraten und kleinere Familien; der Zeitpunkt der Mutterschaft verschiebt sich in das mittlere Erwachsenenalter; damit ändern sich die Elternrollen und die Beziehungen zwischen den Eltern und Kindern. Dies wird u. a. aus den Befunden der kulturvergleichenden »Value of Children Study« deutlich (vgl. Kagıtcıbası, 1982).

Die materielle Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern sinkt also mit zunehmender Modernisierung. Zu fragen ist, wie sich dies auf die sozio-emotionale Beziehung zwischen den Generationen, insbesondere die Art von Bindung und gegenseitigen Abhängigkeit auswirkt. Es gibt zahlreiche empirische Hinweise dafür, daß die emotionale Bindung von Eltern und Kindern bei wirtschaftlicher Unabhängigkeit der Eltern im Alter kulturübergreifend fortbesteht, ja sogar zunimmt. In der »Value of Children Study« hat sich gezeigt, daß die psychologische Bedeutung des Kindes für türkische Familien zunimmt (Kagıtcıbası, 1982). Auch Erelcin (1988) fand beim Vergleich traditioneller und moderner türkischer Familien keine mit materieller Unabhängigkeit einhergehende Abschwächung der sozio-emotionalen Bindung zwischen den Generationen. Ähnlich berichtet Storer (1985), daß asiatische und spanische Familien auch nach ihrer Immigration in den USA weiterhin sehr enge Familienbeziehungen aufrechterhalten. Bei wirtschaftlicher Besserstellung können die emotionalen Bindungen zwischen den Generationen also durchaus enger werden.

Hier sind sicher kulturspezifische Werte von Familienbindung zu berücksichtigen. So besteht z.B. in der Volksrepublik China weiterhin eine enge sozio-emotionale Bindung zwischen den Generationen deutlich fort, auch wenn von Regierungsseite viel getan wird, um die Fertilität und die Bedeutung der Familie zu reduzieren (Yang, 1988). Chinesische Eltern versorgen, so weit möglich, aus der konfuzianischen Tradition der Fürsorge ihre Kinder materiell auch noch im Alter und bis zum eigenen Tode (Yang, 1988: 109).

Jedoch kann eine wirtschaftliche Unabhängigkeit von Eltern im Alter auch andere Werte für die Elternschaft implizieren, die sich auf die Eltern-Kind- und die Generationenbeziehungen negativ auswirken. Elterliche Erziehungsziele und Erwartungen an früher konkret und nunmehr diffus operationalisierbare Merkmale der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes sind mit diffusen Vorstellungen über eigenes »adequates« Erziehungsverhalten verbunden. Dies verunsichert Eltern und Kinder und schafft ein Feld von Spannungen; diese können in einem kulturellen Kontext individualisierter Bedürfnisse und deren individualisierter Erfüllung verstärkt werden.

4.2 VERGLEICH GRUPPEN- UND INDIVIDUALORIENTIERTER KULTUREN

In einem Kontext gruppenorientierter Werte dürften solche Unsicherheiten jedoch auch bei ökonomischem Fortschritt aufgrund klarer hierarchischer Struktur der sozial- und insbesondere der altersnormierten Generationenbeziehungen weniger stark auftreten. Weiter sind hier ausgeprägte Geschlechtsrollendifferenzen in Generationenbeziehungen zu erwarten. Es ist zu erwarten, daß in einer gruppenorientierten Industriegesellschaft durch die Hierarchisierung der Sozialbeziehungen klare Abgrenzungen zwischen den Altersgruppen sowie zwischen den Geschlechtern und den damit verbundenen Normen vorgegeben sind. Die sanktionierten Erwartungen müßten pluralistische Beziehungsstrukturen und das Auftreten manifester Konflikte zwischen den Generationen verhindern.

In einer individualorientierten Gesellschaft hingegen dürften insbesondere Frauen, die traditionell Erziehungsaufgaben übernommen haben, solche Unsicherheiten und Spannungen stärker erleben und unter dem Druck stehen, Erwartungen und Verhaltensweisen im Umgang mit der älteren und jüngeren Generation zu ändern.

In individual- (vs. gruppenorientierten) Gesellschaften sind Angehörige der beiden Generationen und beider Geschlechter nicht gleichzeitig Angehörige bestimmter definierbarer Gruppen mit klar definierten Bedürfnissen, Kompetenzen, Ressourcen und festgelegten Beziehungsformen. Vielmehr sind in individualorientierten Gesellschaften Angehörige dieser nach Alter und Geschlecht definierten Personengruppe weniger durch gemeinsame soziale Merkmale gekennzeichnet als vielmehr durch individuelle Bedürfnisse, Überzeugungen und Verhaltenstendenzen, die im Umgang miteinander verhandelt werden.

In modernen Industriegesellschaften müßte also je nach Kontext einer individual- vs. gruppenorientierten Kultur eine unterschiedliche geschlechtsspezifische Qualität von Generationenbeziehungen bestehen.

In individualistischen und gruppenorientierten Gesellschaften übernehmen Frauen entsprechend verschiedene Rollen in den Generationenbeziehungen. Diese kommen zum Tragen einmal in der Erziehung und Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und der damit verbundenen Vermittlung von Handlungstendenzen; diese sind lebenslang sowie über Generationen hinweg aufgrund der Entwicklung bestimmter »working models« in der frühen Kindheit wirksam. Zum anderen haben sie Einfluß auf die Art der Versorgung der Alten und der damit verbundenen Funktion der älteren Generation in der Familie und in anderen sozialen Institutionen.

4.3 STRUKTUR VON BEZIEHUNGEN ZWISCHEN DEN GENERATIONEN IN INDIVIDUAL- UND GRUPPENORIENTIERTEN KULTUREN: VERGLEICH MIT JAPAN ALS BEISPIEL

Während in individualorientierten Gesellschaften interpersonale Beziehungen eher individuell ausgehandelt werden, bestehen in gruppenorientierten Gesellschaften festgelegte Strukturen, die den einzelnen in ein Gefüge von gegenseitigen Verpflichtungen einbinden (vgl. Trommsdorff, 1989). Damit hängen unterschiedliche Arten von Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Altersgruppen, zwischen Frauen und Männern, zwischen Kindern und ihren Eltern zusammen.

In individualistischen Gesellschaften gelten eher Kriterien des »gerechten« Austausches gemäß eingebrachter Ressourcen, während in gruppenorientierten Gesellschaften eher Kriterien der sozialen Verpflichtung und Verteilung nach Geschlecht oder zugeschriebenem Status (wie Alter und Geschlecht) üblich sind (Triandis et al., 1988; Trommsdorff, 1991a). Ähnlich wird in der Literatur zu den motivationalen Grundlagen von generationenüberfassender Unterstützung und Hilfe unterschieden zwischen Gerechtigkeitsprinzipien (equity theory) und Verpflichtungsprinzipien (obligation theory). Die Bedeutung von Verpflichtungsprinzipien sei hier kurz am Beispiel einer sozialorientierten Gesellschaft wie Japan dargestellt.

In Japan wird heute Autorität nach Alter und Geschlecht definiert. Der Vater hat das letzte Wort in der Familie; und er soll streng sein. Ergebnisse repräsentativer Umfragen zeigen weiterhin, daß japanische im Vergleich zu deutschen Jugendlichen einen strengen Vater bevorzugen (31 % vs. 3 %) (vgl. Tabelle 1).

Weiter gilt noch das Senioritätsprinzip als selbstverständliche Grundlage der Strukturierung von Sozialbeziehungen im privaten und öffentlichen Bereich (vgl. Trommsdorff, 1992b). Die besondere Bedeutung des Lebensalters wird in der Familie gelernt, in der Schule durch altershomogene Gruppenbildung verstärkt und im Beruf schließlich durch altersabhängige Beförderungsregeln sanktioniert. Japanische Jugendliche meinen deutlich stärker als deutsche Jugendliche, daß Seniorität die primäre Grundlage für eine berufliche Beförderung ist (39 % vs. 14 %) (vgl. Tabelle 1).

Ähnlich selbstverständlich werden Sozialbeziehungen durch Geschlechtszugehörigkeit geregelt (Trommsdorff, 1986; Trommsdorff & Iwawaki, 1989). Japanische sind im Vergleich

zu deutschen Jugendlichen stärker der Meinung, daß der Vater in wichtigen Angelegenheiten das letzte Wort haben soll (60% vs. 47%) (vgl. Tabelle 1). Damit sind unterschiedliche Ausgangsbedingungen für die Art der Beziehungen zwischen den Generationen sowie auch speziell für die Versorgung von Kindern und Alten (und der damit zusammenhängenden Frage von Unterstützungssystemen durch die Familie vs. unpersönliche Institutionen) gegeben.

TABELLE 1: Generationsbeziehungen bei japanischen und deutschen Jugendlichen

	Japan		Bundesrepublik Deutschland	
	1978	1988	1978	1988
Geschlechtsrolleneinstellungen				
Vater entscheidet in wichtigen Angelegenheiten	55.6	60.2	47.4	46.8
Idealer Vater ist streng	37.3	31.3	6.1	3.3
Generationenbeziehungen in der Familie				
Innerfamiliäre Spannungen	24.2	25.3	69.4	54.1
Bereitschaft, Eltern später zu versorgen	34.5	25.4	33.9	32.0
Generationenbeziehungen im Beruf				
Lebensalter (Seniorität) als primäre Grundlage für Beförderung	36.0	39.2	14.3	13.8
Bedeutung sozialen Kontaktes mit Vorgesetzten	73.4	58.1	48.2	45.7

Quelle: Youth Affairs Administration, 1989

Anm.: % der Zustimmung; Stichprobe: jeweils ca. 1000 Jugendliche zwischen 18–24 Jahren.

Harmonische Beziehungen zwischen den Generationen sind ein hoher Wert in dieser Kultur. So pflegen japanische im Vergleich zu deutschen Jugendlichen eher sozialen Kontakt mit dem Vorgesetzten (58 % vs. 46 %). Auch die innerfamiliären Beziehungen sind aus der Sicht japanischer im Vergleich zu deutschen Jugendlichen deutlich weniger spannungsreich (25 % vs. 54 %) (vgl. Tabelle 1). Erstaunlicherweise steht demgegenüber eine zunehmend geringere Bereitschaft von japanischen im Vergleich zu deutschen Jugendlichen, die eigenen Eltern später zu versorgen (25 % vs. 32 %). Vor 10 Jahren unterschieden sich die Jugendlichen beider Gesellschaften in dieser Hinsicht noch nicht (jeweils 34 %) (vgl. Tabelle 1). Hier mag die Antizipation der zunehmenden Belastung durch eine physische und psychische Versorgung der Eltern wirksam sein.

Zu bedenken ist hier auch die ökonomisch bedingte zunehmende Lebenserwartung: Einer von acht Japanern ist älter als 65 Jahre; davon sind 2/3 Frauen. Im Jahre 2020 wird Japan mit 25.2 % der Gesamtpopulation von über 65jährigen führend in der Welt sein. (Gegenwärtig beträgt der Anteil der über 65jährigen in Japan 12.5 %; 17.8 % in Schweden, 15.6 % in Großbritannien, etwa 20 % in Rußland).

Einerseits scheinen japanische Jugendliche zunehmend weniger bereit zu sein, die Versorgung der älteren Generation in der bisher üblichen Weise zu übernehmen; umgekehrt ist auch zu erwarten, daß die auf die Eltern zukommenden weiteren Kostensteigerungen für die Erziehung ihrer Kinder nicht ohne Auswirkung auf die Bereitschaft bleiben, sich für Nachwuchs zu entscheiden (Zuwachs der Kosten für die Ausbildung in Primar- und

Sekundarschulen pro Jahr von 59.6% bis 71.1% von 1979 bis 1991. Im Vergleich: 28% Preissteigerung für Konsumgüter in derselben Zeit) (The Japan Times, 1991).

Wenn man die Änderung von Einstellungen japanischer Jugendlicher über die letzte Dekade betrachtet, so fällt auf, daß – bei weiter bestehenden großen Unterschieden zu den individualistischen Einstellungen deutscher Jugendlicher – japanische Jugendliche einerseits verstärkt traditionelle Werte in bezug auf Geschlechtsrollendifferenzierung in der Familie und das Senioritätsprinzip befürworten sowie andererseits verstärkt eine Reduzierung von Strenge und patriarchalischen Interaktionen zwischen den Generationen bevorzugen (idealer Vater ist streng: 37% vs. 31%; sozialer Kontakt mit Vorgesetzten: 73% vs. 58%) (vgl. Tabelle 1). Es bleibt abzuwarten, ob dieser partielle Wertewandel die bisherige Struktur von Generationenbeziehungen ändern kann.

4.4 AUSTAUSCHBEZIEHUNGEN ZWISCHEN DEN GENERATIONEN

Im Fall von akzeptierten Interaktionsregeln wird die Versorgungsinvestition für Kinder und Alte durch angemessene Leistung kompensiert bzw. als Reziprozität oder Erfüllung einer Verpflichtung erlebt. Generationenbeziehungen, die auf der Grundlage sozialer Verpflichtungen oder Gegenseitigkeitsregeln bestehen, werden so geregelt, daß die jüngere Generation selbstverständlich für die Elterngeneration sorgt, ebenso wie die Elterngeneration ihrerseits lebenslang für die jüngere Generation sorgt.

Generationenbeziehungen beinhalten somit Anforderungen an beide Seiten – die jüngere und ältere Generation. Damit müßten wechselseitige Einflüsse verbunden sein, die – wie oben dargelegt – sowohl in kurzfristigen Alltagsinteraktionen sowie längerfristig in der Entwicklung der Interaktionspartner über die Lebensspanne wirksam werden.

Wenn Generationenbeziehungen unter der Frage analysiert werden, wer die Versorgung der jeweils schwächsten – der jüngsten und/oder ältesten – Generation, die sich nicht selbst versorgen kann, übernimmt, so stellt sich in einen Fall die Frage nach der Kindererziehung und im anderen Fall die Frage nach der Altenversorgung. Dabei kommen Männern und Frauen unterschiedliche Aufgaben zu: dem Mann eher die Aufgabe, materielle Unterstützung zu leisten, sowie in bestimmten Kulturen (traditionell z.B. in Japan) auch die Aufgabe, als ältester Sohn die eigenen Eltern aufzunehmen; der Frau kommt neben der Kindererziehung die Aufgabe zu, die alten Eltern (bzw. Schwiegereltern) physisch zu versorgen und zu pflegen. Typischerweise übernimmt die Großmutter z.B. in Rußland einen erheblichen Teil der Kindererziehung und der Haushaltsaufgaben und leistet damit bedeutende informelle soziale Unterstützungsfunktionen in den Generationenbeziehungen.

Ob ein »gerechter« Austausch in der Generationenbeziehung besteht, bei dem Kosten und Nutzen subjektiv gleichgewichtig sind, ist in individual- im Vergleich zu sozialorientierten Kulturen vermutlich eher ein Thema, das die Qualität von Generationenbeziehungen bestimmt. Kosten-Nutzen-Kalkulationen sind jedoch nicht nur individuell definiert; sie hängen auch von den sozialen Erwartungen und damit den kulturellen Werten und dort definierten Geschlechts- und Altersnormen ab. Weiter sind sie eingebettet in eine sozial

verankerte Zeitperspektive, die sowohl die vergangenen wie die zukünftigen Beziehungen (einschließlich ihrer Kosten und Erträge) umfaßt. Dabei wird eine Lebensspannenperspektive des Wandels in der Verfügung über Ressourcen und Machtbeziehungen relevant. Diese kann wiederum in – individual- und gruppenorientierten Kulturen – unterschiedlich wirksam sein. Die subjektive Bedeutung von Kosten und Nutzen kann also in den jeweiligen Generationen zum einen kultur- und geschlechtsspezifisch und zum anderen über die Zeit unterschiedlich sein.

Wenn solche Bilanzen auf Seiten der jüngeren und älteren Interaktionspartner tatsächlich über die Zeit und situationsübergreifend gemäß den kulturellen und individuellen Deutungsmustern ungleich sind, sind Konflikte zwischen den Generationen oder gar eine Tendenz der Aufkündigung solcher Beziehungen zu erwarten.

Allgemein wird sich die jüngere Generation nicht automatisch von der älteren Generation abkoppeln, wenn diese primär Kosten verursacht; dies gilt auch umgekehrt. Die Akzeptanz von ungleichen Kosten kann durch die individuelle Verantwortung für den Schwächeren aufgrund des in der Vergangenheit empfangenen Nutzens und sozial vermittelte moralische Verpflichtungen der Sorge für die jeweils »schwächere« (jüngere und ältere) Generation sowie auch durch emotionale Bindungen ermöglicht werden. Über Verpflichtungsprinzipien zur Unterstützung der Alten hinaus (vgl. Jarrett, 1985), bedarf es jedoch (überindividuell) sozial verankerter Vereinbarungen, die die Beziehungen zwischen den Generationen unter Einbeziehung der jeweils ressourcenärmsten Generation regeln. Diese werden in individualim Vergleich zu gruppenorientierten Gesellschaften weniger festgelegt sein und Aushandlungsprozesse erfordern, die zu Verunsicherungen und dem Ruf nach einer vermittelnden Instanz (Staat) zur Dauerregulation potentieller Konflikte führen.

Einerseits läßt sich also ein gerechtigkeitsmotivierter Austausch von Ressourcen und andererseits eine verpflichtungsmotivierte Investition als Grundlage für Hilfe und Unterstützung in Generationenbeziehungen annehmen. Dies ist für beide Seiten (trotz investierter Kosten) längerfristig gewinnbringend. Weiter läßt sich eine Entkoppelung von Verwandtschaft und Unterstützung in Generationenbeziehungen annehmen. Hier werden institutionalisierte und einklagbare Unterstützungssysteme notwendig. Formal müßte dies eine Entlastung der Frauen bzw. eine relative Gleichstellung von Männern und Frauen in bezug auf ihre sozial definierten Verpflichtungen für Versorgungsleistungen im Intergenerationengefüge für Kinder oder Alte bedeuten.

5. Generationenbeziehungen als prosoziales Handeln

5.1 SOZIO-EMOTIONALE GRUNDLAGEN VON GENERATIONENBEZIEHUNGEN

Generationenbeziehungen können in individualorientierten Kulturen sowohl auf individuellen Aushandlungsprozessen als auch auf institutionalisierten Beziehungen beruhen. In

gruppenorientierten Gesellschaften sind sie hingegen eher durch Verpflichtungsregeln in partikularistische Beziehungen eingebettet. Es stellt sich jedoch die Frage, ob es ausreicht, solche Austausch-, Verpflichtungs- und Gerechtigkeitserwägungen als Grundlage von Beziehungen und insbesondere Unterstützungsleistungen zwischen Generationen anzunehmen. Im folgenden fragen wir daher, ob auch »uneigennützig« und emotional verankerte intergenerationale Hilfeleistungen bestehen können, bei der die ressourcenreichere mittlere Generation die schwächere Generation von Kindern und Alten altruistisch motiviert unterstützt.

Wie oben dargelegt, kann in individualorientierten Gesellschaften ein Aushandeln und in gruppenorientierten Gesellschaften eine den einzelnen in seinem Handeln festlegende hierarchische Struktur von Generationenbeziehungen aufgrund sozialer Verpflichtung eher üblich sein. Um eine ausreichende Versorgung der »schwächeren« Generation zu sichern, sind in individualisierten Gesellschaften Versorgungsinstitutionen erforderlich, die nicht auf persönliche, partikularistische Beziehungen gegründet sind. Daher müßten dort emotionale Bindung und materielle Versorgung entkoppelt und Generationenbeziehungen durch anonyme Beziehungen und Austausch von abstrakten und materiellen Ressourcen gekennzeichnet sein. Ein Austausch von Ressourcen wie Zuneigung etc. (vgl. Foa und Foa, 1974; Trommsdorff, 1991a) dürfte unter diesen Bedingungen nicht selbstverständlich eine Grundlage für Generationenbeziehungen sein. Jarrett (1985) nimmt weitergehend an, daß sich emotionale Bindungen zwischen Kindern und Eltern auflösen, wenn die erwachsenen Kinder belastende Unterstützungsleistungen für ihre alten Eltern erbringen. Die empirischen Befunde sind jedoch unterschiedlich (vgl. Überblick von Cicirelli, 1991). Auch hier wären neben differenzierenden inter-individuellen Vergleichen Kulturvergleiche sinnvoll.

Generationenbeziehungen in bestimmten individuellen und gruppenorientierten Gesellschaften können sich hinsichtlich der sozio-emotionalen Integration unterscheiden. So besteht in Japan eine besonders ausgeprägte Einbindung des einzelnen in ein emotionales System gegenseitiger Abhängigkeit und zuwendungsorientierter Bindung (»amae«) (Doi, 1973). Auf »amae« beruhende emotionale Beziehungen sind besonders ausgeprägt in persönlichen Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Lebensaltersstufen oder Generationen innerhalb und außerhalb der Familie. Dies hängt z.T. mit dem konfuzianischen Wert der gegenseitigen Verpflichtung zwischen den Generationen zusammen: Loyalität des Jüngeren gegenüber dem Älteren wird erwidert durch dessen paternalistische Rolle und seine Verpflichtung zum Schutz des Jüngeren. Ein Wandel in dieser sozio-emotional fundierten Grundlage von Generationenbeziehungen in einer gruppenorientierten Gesellschaft wie Japan dürfte erhebliche Folgen für die Entwicklung des Individuums sowie für die gesellschaftliche Entwicklung haben.

Eine von persönlichen Beziehungen und emotionaler Bindung abgekoppelte Institutionalisierung der Kinderversorgung ist auch aus bindungstheoretischer Sicht für die Entwicklung der Persönlichkeit des Kindes problematisch (vgl. 2.4 und 2.5). Für Alte kann eine solche unpersönliche Institutionalisierung einen Verlust an Identität, an emotionaler Geborgenheit und persönlicher Kontrolle bedeuten.

5.2 HILFELEISTUNG IM KULTUR- UND GESCHLECHTSROLLENVERGLEICH

Daß – unabhängig vom kulturellen Kontext – eine emotionale Beziehung zwischen den Generationen funktional bedeutsam für gegenseitige Unterstützung und Hilfehandeln ist, läßt sich aufgrund der oben skizzierten Bindungsforschung annehmen und soll im Folgenden weiter diskutiert werden.

Bei einer durch persönliche emotionale Beziehungen getragenen Versorgung ist eine altruistische Motivation sowie prosoziale Kompetenz auf seiten der Versorger vorauszusetzen, die keine Kompensation durch den hilfsbedürftigen Empfänger erwarten. Die Frage ist zunächst, ob und welche Hilfe überhaupt für die Versorgung der »schwächeren« Generation von Kindern und Alten angemessen ist, unabhängig davon, ob sie institutionalisiert und in entsprechende gesellschaftliche Sanktionssysteme eingebunden ist, oder ob sie informell funktioniert.

Die »Helfer« dürfen die Versorgung der »schwachen« Generation (Kinder oder Alte) nicht so weit führen, daß diese abhängig werden (oder bleiben) und die Kontrolle über ihre Situation verlieren (Nadler, 1991). Ein solcher Kontrollverlust hätte schwerwiegende Konsequenzen für die Entwicklung des Hilfsbedürftigen – u.a. dessen individueller Leistungsbereitschaft – und weiter für die Generationenbeziehung. Hilfeverhalten muß daher wohldosiert und den tatsächlichen Bedürfnissen des Hilfebedürftigen angepaßt sein. Dies erfordert bestimmte emotionale und soziale Fähigkeiten und Bereitschaften des Helfenden (u.a. Empathie und Responsivität) sowie bestimmte kognitive Kompetenzen (Rollenübernahme; Problemlösung) (vgl. Trommsdorff, 1992a). Die Frage ist, ob diese kultur- und geschlechtsspezifisch unterschiedlich sind. Bestimmte kulturelle Bedingungen fördern die Bereitschaft für Hilfeverhalten und sind durch geschlechtsspezifische Rollenverteilung vermittelt.

Die »Six-Cultures-Study« von Whiting und Whiting (1975) zeigt zunächst in diesem Sinne, daß die Komplexität der Gesellschaft und die vorherrschende Familienstruktur (und dort verankerte Geschlechtsrollendifferenzierung) zentrale Voraussetzungen für die Entwicklung von Hilfeleistung sind. Aufgrund der Dimensionalisierung verschiedener kulturspezifischer Verhaltensmuster bei Kindern und ihren Eltern lassen sich verschiedene Grunddimensionen von Handlungstendenzen, wie z.B. die Dimension der Hilfe und Dominanz herausarbeiten (vgl. Whiting & Whiting, 1975). Diese Dimensionen bestimmen die Qualität kulturspezifischer Interaktionen (Trommsdorff, 1992c) und lassen Vorhersagen über den prosozialen Umgang von Personen und gesellschaftlichen Gruppen miteinander zu.

Hilfeleistung kann danach eher in hochkomplexen Gesellschaften mit hoher Arbeitsteilung und partnerschaftlichen Familienformen erwartet werden, während in wenig komplexen Gesellschaften mit polygamer Familienform eher aggressive, nicht kooperative Interaktionsstile vorherrschen. Daß sich diese u.a. auch auf die Interaktion zwischen den Generationen, hier Eltern und Kinder, auswirken, läßt sich aufgrund von umfangreichen kulturvergleichenden Studien zum Erziehungsverhalten von Eltern nachweisen (vgl. Whiting & Whiting, 1975; Rohner, 1975). In bezug auf Interaktionen mit der älteren Generation liegen jedoch kaum Befunde vor. Geschlechtsrollendifferenzierungen in der Familie (u.a. Polygamie)

haben nach diesen kulturvergleichenden Studien eine bedeutsame Funktion für die Herausbildung von prosozialen Tendenzen, jedenfalls wenn man sie eingebettet in gegebene Gesellschaftssysteme unterschiedlicher Komplexität studiert.

Für unsere Frage nach Geschlechtsrollendifferenzen in Generationenbeziehungen in modernen Industrienationen ist weiter festzustellen, daß Geschlechtsrollenstereotype in bezug auf höhere Hilfsbereitschaft von Frauen bestehen. Sowohl die individuelle Kinder- wie die Altenversorgung wird in unserer Gesellschaft relativ selbstverständlich der Frau zugeordnet, weil vorausgesetzt wird, daß sie zum einen biologische Vorteile für die Kinderaufzucht mitbringt, d.h. daß dies ihrer »natürlichen Rolle« entspricht, und zum anderen, weil sie über mehr »natürliche« Kompetenzen für Hilfe und Versorgungsverhalten generell verfügt. Relativ einheitlich wird ein eher prosoziales Verhalten von Frauen als von Männern angenommen. Dies gilt sowohl für Selbst- wie Fremdstereotype; d.h. auch weibliche Probanden schätzen sich selbst in der Regel als hilfsbereiter ein als Männer.

Diese Geschlechtsrollenstereotype sind jedoch nur z.T. durch tatsächliches Verhalten validiert (vgl. Bierhoff, 1990). Dies läßt sich auf der Grundlage von kulturvergleichenden Forschungen zur geschlechtsspezifischen Hilfeleistung und zum moralischen Verhalten verdeutlichen. Daß die Befunde empirischer Untersuchungen zu Geschlechtsdifferenzen im Hilfeverhalten sehr uneinheitlich sind, liegt z.T. an den verschiedenen theoretischen Ansätzen zum Hilfeverhalten, den unterschiedlichen Meßverfahren, situativen Kontexten und Stichproben. Verbales Helfen (wie Trösten) und anderes reales Helfen (wie Schenken) messen verschiedene Konstrukte. Reales Helfen kann subjektiv unerwünschte Konsequenzen haben (z.B. sich vor anderen »blamieren«); die Antizipation solcher Fragen kann die Hilfsbereitschaft hemmen. So helfen Frauen weniger als Männer, wenn sie glauben, ihre Kompetenzen seien überfordert oder wenn sie sich in Gefahr sehen.

Helfen ist jedoch nicht identisch mit Altruismus. Die helfende Person kann aus egoistischen Motiven helfen, z.B. weil sie eine Belohnung oder Kompensation in der Zukunft erwartet oder weil sie meint, den sozialen Normen gemäß handeln zu müssen; sie kann aber auch altruistisch motiviert sein, z.B. weil sie dem anderen Wohlbefinden verschaffen will. Diese Unterscheidung von Motiven bzw. Handlungszielen beim Helfen ist wichtig, um unserer Frage nachzugehen, ob Frauen eher bereit sind als Männer, der hilfsbedürftigen (jüngeren oder älteren) Generation zu helfen.

Wenn die Motivation von Hilfe darin besteht, sozialen Normen entsprechend zu handeln, so ist zu erwarten, daß Frauen in solchen Kulturen, in denen dem Hilfehandeln ein hoher sozialer Wert zukommt, aufgrund ihrer höheren Konformitätsbereitschaft eher als Männer Hilfe leisten. Darüber hinaus nimmt Gilligan (1982; 1986) geschlechtsspezifische Unterschiede aufgrund von unterschiedlichen Werthaltungen im moralischen Denken an. Die empirischen Befunde nach der Auswertungsmethode von Kohlberg weisen für Frauen zwar eine relativ niedrigere Stufe der Entwicklung im moralischen Denken nach; nach Gilligan kann hier jedoch nicht die Rede von einer niedrigeren Stufe sein; vielmehr ginge es um andere Prioritäten moralischen Denkens. Danach handeln Männer eher gemäß rationalen Prinzipien der Gerechtigkeit unabhängig von sozialen Beziehungen, während Frauen eher der sozialen Verantwortung im Rahmen sozialer Beziehungen Priorität einräumen.

Allerdings ist Gilligan's Theorie zur Geschlechtsspezifität von moralischem Handeln aus unterschiedlichen Gründen zu Recht umstritten (Luria, 1986; Gilligan & Attanucci, 1988), aber die von ihr postulierten Bedingungen moralischen Handelns ließen sich als Anregungen für eine differenziertere motivationstheoretische Analyse von Hilfehandlung verwenden.

Wenn die Motivation von Hilfehandeln darin besteht, der hilfsbedürftigen Person Wohlbefinden zu verschaffen (altruistische Motivation), so sind kaum Geschlechtsunterschiede zu erwarten. Allerdings ist die Ausführung von Hilfehandeln auch von der Wahrnehmung eigener Kompetenz mitbestimmt. Erst wenn das Handlungsziel mit dem eigenen Selbstkonzept übereinstimmt, sind gute Voraussetzungen für altruistisch motiviertes Hilfeverhalten gegeben (Trommsdorff, 1992a). Das Selbstkonzept eigener Kompetenz für Hilfehandeln kann jedoch wieder geschlechtsspezifisch variieren.

In gruppenorientierten Gesellschaften mit hoher Geschlechtsrollendifferenzierung und Betonung der Fürsorgerolle der Frau, entwickeln Frauen eher ein entsprechendes Selbstkonzept. Die Erwartungen, daß primär Frauen gegenüber Kindern und Älteren zentrale Hilfe- und Unterstützungsfunktionen übernehmen, wird eine Internalisierung entsprechenden Verhaltens fördern. Bei dieser Art intrinsisch motivierten altruistischen Hilfehandeln sind soziale Sanktionen relativ überflüssig. In individualorientierten Kulturen hingegen ist diese traditionelle Geschlechtsrollendifferenzierung nicht selbstverständlich, sondern sie wird ausgehandelt und ggfs. durch materielle Belohnungen kompensiert und sozial sanktioniert.

Eine intrinsische Motivation für Hilfeleistung und Unterstützung ist wohl auch abhängig von den über die Lebensspanne hinweg wirksamen »working models«, die die affektive Beziehung zu den eigenen Kindern und zu den eigenen Eltern mitbestimmen. Tatsächlich weist Cicirelli (1983) nach, daß Bindungsempfinden sowohl direkte wie indirekte Hilfe gegenüber den älteren Eltern fördern. Dies – so nehmen wir an – gilt kulturübergreifend in individual- und gruppenorientierten Kulturen. Wenn diese intrinsische Motivation nicht mehr ausreicht, z.B. weil andere Ziele wichtiger als solche Hilfe- und Unterstützungsziele werden, muß auf Reziprozitäts- oder Verpflichtungsregeln zurückgegriffen oder es müssen materielle Belohnungen als extrinsische Sanktionen eingesetzt werden.

Ähnlich sind Unterstützungs- und Hilfsfunktionen selbst grob zu unterscheiden in psychologische und materielle Leistungen. Kulturübergreifend sind wohl beide Arten von Leistungen erforderlich, wenn Generationenbeziehungen selbst als Quelle von individueller und gesellschaftlicher Entwicklung wirken.

6. Schlußüberlegungen

Aus entwicklungspsychologischer und soziologischer Sicht stellt sich die Frage, welche Voraussetzungen für Generationenbeziehungen bestehen müßten, um eine Integration verschiedener Generationen und einen interpersonellen Austausch zwischen Angehörigen verschiedener Generationen, der als Gewinn für beide Seiten erlebt wird, zu sichern. Dabei

werden in verschiedenen kulturellen Kontexten, wie in individual- und gruppenorientierten Kulturen, teilweise gleiche und teilweise unterschiedliche Lösungen bevorzugt. Diese sind u.a. ein Ergebnis und eine Bedingung von Geschlechtsrollen. Auswirkungen von Generationenbeziehungen sind in der Entwicklung des einzelnen über die gesamte Lebensspanne wirksam. Sie manifestieren sich in sozialen Institutionen und Formen sozialen Wandels, von denen sie andererseits auch wiederum beeinflusst werden. So ist gegenwärtig in einer hochindustrialisierten gruppenorientierten Gesellschaft wie Japan ein Wandel in bezug auf Generationenbeziehungen in der Familie und im Beruf zu beobachten, dessen Bedeutung bisher schwer einzuschätzen ist.

Generationsbeziehungen können problematisch werden, wenn die junge und die alte Generation nicht mehr selbstverständlich in das persönliche Beziehungsnetz zwischen den Generationen eingebunden sind und zu Marginalgenerationen werden. Dann müssen vermittelnde soziale Dienstleistungseinrichtungen aufgebaut werden. Diese Form der universalistischen Unterstützungssysteme dient als Substitution individueller, auf Verwandtschaftsbeziehungen beruhender Gegenseitigkeits-, Verpflichtungs- oder bindungsmotivierter Hilfeleistungssysteme.

Ob sich Generationenbeziehungen aufgrund geänderter sozio-demographischer Verhältnisse ändern und nicht mehr primär durch familiäre Solidarität geregelt werden, bei der die Frau den größten Anteil an emotional begründeter Unterstützung und Hilfe übernommen hat, wird zu prüfen sein. Eine sich wandelnde Rolle der Frau wird wohl auch einen Wandel von Generationenbeziehungen bewirken. Worin dieser besteht und welche Bedeutung dies für die Entwicklungsbedingungen des einzelnen und für die Gesellschaft hat, ist heute nicht zu klären; Antworten dazu bedürfen kulturvergleichender Studien.